

Nr. 95. Bromberg, den 26. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die Gräfin erhob sich, ihr Antlitz erstarrte in Entsetzen. „Meinen Sohn? Was will man Anatole antun?"

Sie ist also schuldiger, als ich dachte — ging es Neipperg durch den Kopf. Doch kühl und höflich sagte er: „Ihrem Sohn geschieht kein Leid. Soweit ich unterrichtet bin, hat er bei der Polizei die Erlaubnis erbeten, Wien verlassen zu dürfen. Wir hoffen, daß er diese geplante Abreise beschleunigt. Weiter nichts. Nun aber, Gräfin, hätt' ich auch an Sie eine Bitte: Seine Majestät Kaiser Franz wünschen sehnlich, Höchstdero kleinen Enkel bei sich zu sehen. Voraussichtlich wird Seine Hoheit Prinz Franz sich längere Zeit in der Burg aufhalten. Wollen Sie also gütigst veranlassen, daß im Hinblick hierauf für ihn gesorgt wird. Wenn Sie Ihrerseits Heimweh nach Paris empfinden sollten, so steht Ihrem Wunsche, die geliebte Heimat wiederzusehen, niemand und nichts entgegen!"

„Ich danke für die grenzenlose Güte Seiner Majestät!" Mit dem letzten Rest von Stolz, der ihr geblieben, verließ die greise Gräfin diese Stätte qualvollster Seelenpein.

*

Mit Johann von Bethlen zusammen weilte Baron Josika auf zweiwöchigem Urlaub in seiner siebenbürgischen Heimat. Bei ihrer Rückkehr nach Wien fanden sie ihr Regiment nicht mehr vor. Die Monarchen hatten ihr Bündnis gegen Napoleon erneuert, hatten beschlossen, zugunsten der Bourbonen zu den Waffen zu greifen, und Kaiser Franz sandte seine Truppen an Frankreichs Grenze.

Das Colloredo-Infanterieregiment verließ als erstes die Wiener Stadt. Und der Oberst teilte Josika brieflich den Tag mit, an dem man in Linz Rast halten würde. Der kleine Hauptmann packte in glühender Hast, denn andern Tags im Morgengrauen mußte er aufbrechen. Er hatte in seinem Quartiergelaß alles wirr durcheinandergeworfen, trat auf umherliegende Bücher, Kleidungsstücke, vertrocknete Blumen; eine Locke, mit blauem Bändchen umschnürt, lugte unter einem Stuhlbein hervor. Lustig pfeifend rüstete er zu neuen Taten, verdrängte, vernichtete, zermalmte die Vergangenheit und bereitete die Zukunft für heldische Erlebnisse vor.

Der Bursche klopfte. „Eine Dame sucht den Herrn Hauptmann!"

Welcher von ihnen mag der Abschied so schwer fallen? grübelte der Baron. „Laß sie in Gottes Namen herein! Sag' ihr aber, daß ich beim Packen und in greulicher Unordnung bin!"

Auf der Schwelle erschien Franziska Müller in ihrem weiten dunklen Umhang, so wie der kleine Hauptmann sie schon einmal reisefertig gesehen. Wieder hatte sie die rosa Bandrosette unters Kinn gebunden, und in der Hand hielt sie das wohlbekannte Täschchen mit der Aufschrift „Glückliche Reise".

„Guten Abend, Herr Baron!"

„Franziska!"

Das Wiedersehn war unerwartet und erstaunlich. Auch Franziska empfand das. Während sie von Schönbrunn nach Wien hetzte, während sie ziellos am Graben umherirrte, im Suchen nach der Alserkaserne, bis sie endlich Josika fand, fühlte sie sich vorwärtsgetrieben von der Erregung raschen Entschlusses, Schritt für Schritt. Denn in jeder Minute des Stillstands lauerte die Überlegung und mit ihr die Reue.

Josika trat näher zu dem Mädchen heran. „Wie beglückt bin ich, Ihnen wieder zu begegnen! Erzählen Sie, verehrtes Fräulein, was Sie zu mir führt! So setzen Sie sich doch, liebes Kind!"

Sorglich nahm er ihr die Reisetasche ab, führte sie zu einem Stuhl, half ihr aus dem Mantel, löste die Bandrosette des schwarzen Hutungetüms.

Franziska sprach nicht — seufzte nur. Über des Barons gerührten Gesichtsausdruck aber kam ihr endlich doch ein Lächeln. „O Gott, mir ist ganz heiß vom Laufen!" murmelte sie erlöst.

„Woher denn sind Sie gelaufen und weswegen? Hat Ihnen einer etwas getan? Wehe ihm! Er kriegt es mit mir zu tun! Wie lieb, daß Sie gerad' zu mir geflüchtet sind!"

Franziska blickte vertrauensvoll auf. „Mir wird gar schwer zu helfen sein — — —"

„Alles werd' ich tun, was in meiner Macht steht, holdes Kind! Ich hab' arg gegen Sie gesündigt seinerzeit. Ich hätt' Sie nicht aus Ofen fortführen dürfen — das weiß ich jetzt wohl. Und aufrichtig bereut hab ich's auch — das können S' mir glauben!"

Franziska schüttelte den Kopf „Damals wär' ich ohnehin nicht mehr zu Haus geblieben!"

„Mag sein! Aber besser wär's gewesen, Sie hätten halt auf einen anderen gewartet . . ."

„Auf wen denn hätt' ich warten sollen?"

„Auf den Hardenegg! Der hat Sie sehr geliebt!"

Franziska schürzte verächtlich die Lippen: „Wie leicht ist so was gesagt!"

Josika ergriff des Mädchens Hand: „So dürfen S' nicht von ihm reden, Franziska! Der Graf hat bitter daran gelitten, daß er Sie verlor."

Franziska schien gerührt; leise Reue erwachte in ihrem Herzen. Ihr schwante, daß sie recht vieles in ihrem armen kleinen Leben falsch gemacht und vielleicht für immer verdorben habe. „Ich liebe Sie!" Das hatte sie von manchem gehört. Aber nur Hardenegg hatte zu ihr gesagt: „Werden Sie meine Frau!"

Traurig nickte sie vor sich hin, aber sie trachtete, vor Josika ihren stillen Schmerz zu verbergen, zwang sich daher zu einem gleichgültigen Ton: „Was vorbei ist, ist vorbei."

„Da haben S' recht, Fräulein Franziska. Aber wir werden darum jetzt doch von der Vergangenheit plauschen. Sie müssen über manches Rechenschaft ablegen. Heraus mit der Beichte! Wohin verschwanden Sie auf dem Ball?"

„Lassen wir das! Wie lange ist das her! Später werde ich's Ihnen erzählen. Jetzt will ich lieber am Schluß beginnen! Ich lebte in Schönbrunn, bis zur Kunde von Napoleons Rückkehr. Dann . . . ja, dann geschah sehr vielerlei. Und das Ende war, daß mich heute früh Fürst Metternich freundschaftlich wissen ließ, ich möchte schleunigst Schönbrunn verlassen. Und vormittags hier in Wien, am Graben, da sah ich zufällig Sie — hätt' Sie gern angesprochen, aber leider verlor ich Sie aus den Augen. Nun suchte ich vergeblich, bis ich mich endlich hierher durchgefragt hab'. Ich besitze keine Freunde, kenn' keine Menschenseele in Wien. Sagen also Sie mir, wohin ich gehen und was ich tun soll!"

„Aber, liebes Kind, ich muß morgen in aller Früh fort — in den Krieg! In Linz treff' ich mein Regiment!"

„Mein Gott — was soll dann aus mir werden?"

„Armes Hascherl!" Josika streichelte tröstend die Verstörte. „Schauen S', Franziska, das beste wird sein, ich schaff' Sie zu Hardeneggs Tante!"

„Nein, nein — das nicht!"

„Sie lieben Hardenegg nicht?"

„Ich weiß nicht — darüber hab' ich noch nicht nachgedacht. Bitte, sprechen wir nicht mehr davon!"

Schluchzen erstickte ihre Stimme; die vielen schlummerlosen Nächte hatten ihre Nerven zermürbt. Josika wagte nicht, ihr zu widersprechen. „Franziska", sagte er sanft, „Sie sind jetzt müd' und abgespannt. Legen Sie sich brav hin und ruhen Sie sich erst mal aus!"

Die freundliche Mahnung lähmte ihre Willenskraft. Nach wenigen Minuten schon sank sie in einen bleiernen Schlaf der Erschöpfung.

Währenddes verließ Josika rasch entschlossen die Kaserne. Er traf Hardenegg nicht in seiner Wohnung, doch sagte ihm der Bursche, der Graf weile sicher bei der Tante Fini.

Tatsächlich machte Hardenegg dort seine Abschiedsvisite. Die weißgelockte alte Palastdame betrachtete ihren Liebling.

„Ich bin traurig, daß du wieder in den Krieg mußt, mein Junge, aber vielleicht wirst du dein Liebesleid vergessen. Marierl war gestern nachmittag auch wieder da — sie ist solch ein liebes Mädel! Sag', Rudi, denkst du noch immer an die treulose Franziska?"

„Sie hatte goldenes Haar, Tanterl, und einen federnden Gang. Ich werde sie wohl niemals wiedersehen."

Tante Fini seufzte tief: „Wenn doch Maria Theresia noch am Leben wär' . . ."

In Stunden des Kummers pflegte sie stets die verewigte Kaiserin zu Hilfe zu rufen. Die war die Klügste, die Beste gewesen, hatte für alle Erdennöte Rat gewußt.

Es war ein stiller Abschied in dem alten Hause. Das Schicksal zweier stumm leidender Menschen atmete in den alten Mauern. Da scheuchte Sporengeklirr die Ruhe der weißen Treppen. Lärmend nahte Josika, wie die fordernde, drängende Jugend in Person.

Er sprach schnell und aufgeregt — Tante Finis Locken waren noch nie so wirr um ihren Greisenkopf geflattert. Die Hand ans Herz gepreßt, stammelte sie: „Bring' sie zu mir, Rudi! Bring' sie her — wenn sie deiner Liebe noch wert ist!"

„Ich wußte ja, daß noch alles gut wird!" jubelte der kleine Baron.

•

Endlos lange hatte Franziska geschlummert. Nun öffnete sie die immer noch matten Augen, schaute verwirrt umher — und ihr Blick traf auf Rudolf Hardeneggs freundlich ihr zunickendes Antlitz. Das Mädchen sprang auf, griff sich ans Haar, glättete ihr braunes Kleid, ließ hilflos die Hand sinken.

„Es ist schön, Fräulein Franziska, daß Sie heut wieder das Kleid anhaben, das Sie trugen, als ich Sie zum erstenmal sah."

„O mein Gott, warum kamen Sie?"

„Sind Sie mir böse?"

„O nein! Nur . . ."

„Na, nur?"

„Ich schäme mich . . ."

„Weshalb?"

„Ich weiß es nicht!"

Das Gespräch stockte. Sie standen nebeneinander, ein seelisch zerrüttetes junges Weib und ein hoffender Mann, von dessen Mienen langsam die Freude schwand.

„Wenn Sie nicht wollen, daß ich hier bin, kann ich wohl wieder gehen . . ."

„Ja, ich glaub', es wird besser sein . . ."

Franziska stand zerrissen, zerknirscht — Hardenegg aber sah nur ihr Haar, dies märchengoldene Haar — und das hielt ihn fest! Er dachte an jenen Abend, als in Alt-Ofen im Torbogen das Licht in ihrer kleinen Faust gezittert hatte. Damals mußte er sie verlassen — jetzt aber durfte er nicht abermals von ihr scheiden — mußte sie retten, aufheitern, trösten und schirmen. Wenn seine Liebe nicht einmal diese Heilkraft besaß, wozu gab es dann große Gefühle auf Erden?

„Ich verlasse Sie nicht, Franziska", erklärte er fest. „Selbst dann nicht, wenn Sie mich fortschicken. Ich weiß, daß Sie einsam und unglücklich sind. Niemandem kann Ihr Leben so teuer sein wie mir. Lassen Sie mich für Sie sorgen, Franziska! Ich ziehe morgen mit meinem Regiment ins Feld; aber Sie können bei meiner Tante Fini wohnen, bis ich wiederkomme."

„Ich kann Ihre Hilfe nicht annehmen."

„Warum nicht?"

„Weil ich Ihrer Liebe nicht wert bin."

Franziska trat ans Fenster. Nun ist alles aus! dachte sie und wartete, daß Hardenegg sie von seiner folternden Güte befreie. Der aber blieb.

„Franziska, lieben Sie einen anderen?"

„Möglicherweise. Warum aber quälen Sie mich? Was wollen Sie von mir?"

„Ich trenne mich nicht von Ihnen, bevor ich nicht weiß, warum Sie von mir befreit sein wollen."

Franziskas Hand ballte sich in heimlichem Zorn. Hardeneggs zartfühlender Edelmut peinigte sie, entfernte sie von ihm. Hätte er sie in seine Arme gerissen, das wäre gut gewesen und schön. So aber machte seine Geduld sie nur eigensinnig.

„Ich deutete schon an, daß ich einen anderen geliebt hab'. Ich traf mich mit ihm, und er küßte und umarmte mich. Es war im Schönbrunner Park, des Nachts, an der Ruine . . . Verstehen Sie?" Franziska holte tief Atem und schwieg.

„Sahen Sie ihn oft?"

„Sehr oft!" schwindelte Franziska leichtfertigen Tones. Gleich aber schaute sie sich um und fügte leiser hinzu: „Nein, es ist nicht wahr! Nur zweimal. Einmal ging ich, weil er mich einlud, und ein andermal begegneten wir einander durch Zufall."

Warum will sie sich in meinen Augen schlechter machen, als sie ist? fragte sich Hardenegg. Und nun wollte er wirklich alles wissen. „Würden Sie mir nicht sagen, wer Ihr Geliebter war? Vielleicht Josika?"

„Nein."

„Der Zar?"

„Nein, nein! Ich verrate es nicht!"

Hardenegg blieb ruhig. „Schön — dann will ich nicht weiterfragen."

„Übrigens, meinetwegen — warum sollen Sie es nicht erfahren? Es war Eugen Beauharnais!" Franziskas Augen glühten wie im Fieber. „Ich hab' ihn wahnsinnig geliebt — warf mich ihm an den Hals und wollte, daß er mich mit sich nehme. Und nun bin ich zu Josika gekommen. So, jetzt hab' ich alles gesagt. Verlassen Sie mich. Denn Sie müssen mich doch verachten — stolz und streng, wie Sie sind . . . Gehen Sie!"

Vorhin hatte sie Hardenegg gezürnt, weil seine gelassene Überlegenheit mit so zwingender Schwere auf ihr lastete. Jetzt brach ihr fast das Herz in dem Gedanken, er werde nun für immer aus ihrem Leben schwinden. Sie warf sich in einen Sessel, barg ihr Gesicht im Taschentuch und weinte bitterlich.

Zärtliche Worte warmen Mitleids drangen an ihr Ohr. „Meine arme, kleine Franziska, wieviel müssen Sie gelitten haben!"

„Oh — Sie brauchen mich nicht zu bedauern!" trotzte die Schluchzende.

(Schluß folgt.)

Wie Lila McComas 14 500 Dollar verdiente.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von G. Erlenbeck.

Die kleine Lila McComas ist einer der reizendsten Sterne am Filmfirmament von Hollywood. Im vergangenen Winter spielte sie eine der Hauptrollen in einem Film, in dem sie, hoch oben auf dem Rücken eines Elefanten thronend, stolz durch die „indischen Dschungeln" ritt, als der vom grellen Licht der Jupiterlampen erschreckte Dickhäuter plötzlich wild wurde, zu bocken begann und durchging. Der Sitz auf seinem Rücken schwankte hin und her. Schließlich flog die kleine Lila in hohem Bogen heraus und blieb bewußtlos liegen. Viele Wochen mußte sie mit verletztem Rückgrat im Krankenhaus zubringen und auch nach ihrer Entlassung noch lange an Krücken gehen. An eine Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit beim Film war vorerst nicht zu denken. Denn welcher Regisseur kann einen an Krücken daherschleichenden, hinkenden Filmstar gebrauchen?

Als Miß McComas wiederhergestellt war, dachte sie als praktisch veranlagte Amerikanerin zunächst daran, von dem Eigentümer des Elefanten, einem großen Zirkus, Schadenersatz zu erlangen, und zwar bezifferte sie diesen auf 82 089 Dollar. — Der Tag der Verhandlung kam heran, und Miß Lila bereitete sich entsprechend darauf vor. Zunächst unterwarf sie den Inhalt ihres Kleiderschranks einer eingehenden Besichtigung, die einigermaßen zu ihrer Zufriedenheit ausfiel. Denn daß sie sich für diese Gelegenheit so schön wie möglich zu machen habe, unterlag für sie als echte Evastochter keinem Zweifel. So legte sie ein elegantes Samtkostüm an, das unten kaum bis ans Knie reichte und auch oben freigebig den Hals sehen ließ. Dazu ein Paar Seidenstrümpfe und Lackhalbschuhe. Ein sandfarbener Mantel mit dazu passendem Hut und ein riesiger

Fuchspelz vervollständigten die „Kriegsausrüstung". Miß Lila besah sich im Spiegel und war zufrieden. Nicht umsonst hatte sie wiederholt von Anwälten gehört, daß ein hübsches Mädel ein amerikanisches Gericht zu seinen Gunsten beeinflussen könne.

So erschien die reizende Klägerin vor den Schranken des Tribunals. Sie schilderte eingehend den Unfall und seine Folgen, die Leiden im Krankenhause, ihre Stellungslosigkeit, und schloß damit, daß 82 089 Dollar den Schaden so einigermaßen wieder gutmachen würden.

Das Gericht sprach ihr — 500 Dollar zu.

Die schöne Lila war sprachlos. Das hatte sie nicht erwartet. Doch sie ließ nicht lange den Kopf hängen, sondern suchte zu erfahren, wie ein so unmöglicher Spruch zustande kommen konnte. Sie machte sich an die Geschworenen heran und erfuhr denn auch bald, daß einige — natürlich weibliche — an der eleganten „Aufmachung" der Klägerin Anstoß genommen hätten. Das begriff Schön-Lila nun schon gar nicht. Die „elenden Klamotten" hatten zwar bei ihrer Anschaffung ein Vierteljahr zuvor eine ansehnliche Summe gekostet, aber jetzt waren sie doch längst aus der Mode und ihrer Ansicht nach so gut wie wertlos. Wie konnte man da behaupten, daß sie zu elegant angezogen gewesen sei! Aber was half's; man mußte versuchen, eine Änderung des Urteils herbeizuführen. Miß Lila setzte ihre Bemühungen fort und erreichte, daß drei Geschworene — diesmal männlichen Geschlechts — einige ihrer Mitgeschworenen der Voreingenommenheit gegen die Klägerin beschuldigten. Es wäre die Äußerung gefallen, daß eine so elegant gekleidete Klägerin kaum große Entschädigung nötig habe.

Die Sache ging an das Berufungsgericht in Los Angeles; ein neuer Termin wurde anberaumt. Fräulein Lila hatte etwas gelernt und erschien diesmal in wesentlich anderer Aufmachung. Ein einfaches blaues Tuchkleid trug sie an Stelle des Samtkostüms. Von den hübschen Knien war nichts mehr zu sehen, ebenso wenig von dem zarten Hals. Im übrigen: ein einfacher Hut, braune Strümpfe und Schuhe, ein schlichter Mantel. Bescheiden und ruhig lauschte Lila dem Gang der Verhandlung. Der Beklagte schob natürlich die ganze Schuld ihr zu. Nicht der Elefant sei wild geworden, eher Miß McComas selbst, die vom Schwindel ergriffen von dem Rücken des Dickhäuters herunter gefallen sei.

Die Geschworenen sahen sich inzwischen die Klägerin an. Dies reizende Mädel konnte man sich wohl als erfolgreiche Filmschauspielerin vorstellen. Aber wo blieben alle die Zeichen des Luxus, der doch zu einer solchen nun einmal gehört? Miß McComas war nicht in einem vornehmen Kraftwagen vorgefahren, kein galonierter Diener wartete draußen auf sie. Und die mehr als bescheidene Kleidung! Wenn man es recht überlegte, durfte man ein so zartes Wesen überhaupt nicht auf einen Elefanten setzen. Es hatte geradezu sein Leben für den Erfolg des Films aufs Spiel gesetzt. Da war es nur gerecht, daß man ihr eine entsprechende Entschädigung zubilligte. Bei einem reichen Filmstar läge die Sache vielleicht anders. Aber so ein armes Mädel! Ganz offensichtlich war Lila arm. Alles, was sie trug, konnte höchstens einige Dutzend Dollar gekostet haben.

So sagten sich die Geschworenen, denen die Entscheidung in der Klagesache der armen Mila Mc Comas gegen dung in der Klagesache der armen Lila Mc Comas gegen lange; sie entschieden, daß der Beklagte einen Schadenersatz von 15 000 Dollar zu leisten habe.

Das war zwar erheblich weniger, als die Klagforderung betrug; aber der zwei Handbreit längere Rock, ein paar billige Schuhe und Strümpfe hatten der kleinen Lila immerhin glatt 14 500 Dollar eingebracht. Der Beklagte beruhigte sich bei dem Urteil. Der schöne Filmstar ging um eine Erfahrung reicher nach Hause: Man soll nicht wie aus dem letzten Modeheft geschnitten vor Gericht erscheinen, besonders dann nicht, wenn auf der Geschworenenbank — Damen sitzen.

Der verbotene Weg.

An einem schönen Sommerabend ging ich durch den Schönbrunner Schloßpark in Wien. In den prachtvollen Alleen lustwandelten nach des Tages Last und Hitze die Wiener mit Frau und Kind oder den Schatz am Arm. Platz war keiner mehr; alle Bänke, sie sind dort zum größten Teil aus Marmor, waren besetzt. Ein Burggendarm wandelte gravitätisch vor mir her, ein großer schlanker Mensch mit einem wunderbaren Backenbart. Plötzlich blieb er vor einem Seitenwege stehen, schüttelte den Kopf und ging weiter. Auf einem Schild am Stamme einer Pappel war zu lesen: „Das Betreten dieses Weges ist strengstens verboten." Also sogar dieser Hüter des Gesetzes fand es sonderbar, daß ein solch einladender Waldweg einfach verboten wird. Ich selbst hatte dieses Plakat auch noch niemals bei meinen oftmaligen Besuchen bemerkt. Verbotener Weg? Da muß was Besonderes zu sehen sein; und verwegen betrat ich den Weg trotz der Warnungstafel.

Immer weiter wandelte ich den Weg, immer weiter, bis plötzlich — mein Freund Leopold Himberger vor mir stand, mitten auf dem verbotenen Wege.

Nach der ersten Begrüßung fragte ich ihn, wieso e r auf den verbotenen Weg komme. Ärgerlich antwortete er, daß er ja auch das Recht habe, m i ch zu fragen. Sein Onkel sei ein guter Freund des Schuhmachers, der der Kusine des kaiserlichen und königlichen Oberrechnungsrates Bierhuber in St. Pölten die Stiefel repariere. Infolgedessen habe er, mein Freund, mehr Recht, in einem kaiserlichen Park verbotene Wege zu wandeln als ich. Dies leuchetete mir zwar ein; erstaunt war ich aber doch, als plötzlich aus dem Gebüsch heraus eine weibliche Stimme rief: „Poldl! Wo bleibst denn so lang?" — „Meine Braut!" beeilte sich Poldl erläuternd zu bemerken . Ich, neugierig geworden, steuerte mit Poldl auf das Gebüsch zu. Und siehe da, sie hatten es sich recht bequem gemacht. Eine Flasche Wein, ein Braten und Semmeln waren fein säuberlich ausgebreitet, noch keine fünf Schritte vom verbotenen Wege.

Mein Freund stellte mich nunmehr offiziell seiner Annerl vor und ich wurde eingeladen. Bald brachen wir auf, immer in der Angst, einem Gendarmen zu begegnen. Als wir jedoch am Ausgang des verbotenen Weges angekommen waren und eben in die nicht verbotene Allee einbiegen wollten, zupfte Annerl den Poldl am Ärmel: „Vergiß das Schild net!" — „Ach so!" sagte Poldl, und ging zu dem Baume. Nach einem forschenden Blick nach rechts und links holte er das Schild herunter und barg es in einer mitgebrachten Leinwandhülle.

„Du wirst mich doch nicht verraten", meinte er, schamvoll errötend. „Man weiß ja net wohin vor die Leut. Und man will doch auch ein bisserl allein sein."

Keine schlechte Idee von meinem Freund. Am anderen Ende des Weges war nämlich ein Teich, und es genügte vollauf, das eine Ende des Weges hermetisch sogar gegen Burggendarme zu verschließen. Seit diesem Tage habe ich meine eigenen Gedanken, wenn ich lese: „Verbotener Weg", „Hier liegen Selbstschüsse", „Achtung, bissiger Hund" oder „Eintritt verboten".

Ulrich Kamen.

Bandhara war kein Feigling.

Skizze von Emil Bergmann-Wien.

Wir saßen in einer Loggia des Hotels „Taj Mahal" in Bombay und sahen auf den Apollodamm hinab. Seit mehreren Stunden herrschte dort lebhafte Bewegung unter den von Fanatikern aufgehetzten Eingeborenen, und eben wickelte sich zwischen zwei Fremdenführern, einem Hindu und einem Rajputen ein besonders heftiger Wortwechsel ab. Der Sohn Mohammeds tat sehr aufgeregt und versetzte schließlich dem Hindu einen wuchtigen Faustschlag ins Gesicht. Starr und stumm stand der Gezüchtigte. Dann wandte er sich langsam ab und verließ, vom schadenfrohen Gelächter der Umstehenden begleitet, den Schauplatz der Begebenheit.

„Feigling!" zischte Burn Slater, der Oberst aus Texas.

„Und das verlangt gleiche Rechte mit uns!" ärgerte sich Lloyd Speeding, der Hafendirektor.

„Die Hindu haben kein Temperament", erklärte Ettore Barbaleone, der Versicherungsagent aus Triest.

„Die moderne Medizin kennt keine Temperamente, sondern nur höhere oder geringere Grade von Neurasthenie. Der psychische Gleichgewichtsagent des gesunden Erwachsenen ist vollständige Gemütsruhe in allen Lebenslagen", belehrte uns Doktor Erik Hansen.

„Wissenschaft bei Whisky mit Soda", murrte Mac Duffers, der Großwildjäger.

„Was sagen Sie dazu?" forderte Perikles Papoulakos, der griechische Handelsherr, mein Urteil heraus.

„Doktor Hansen hat recht, Temperamentsausbrüche sind Folgen des Mangels an Selbstbeherrschung, also Zeichen von Nervenschwäche. Was aber das passive Verhalten des geschlagenen Hindu betrifft, muß ich Ihre Kritik für ungerecht erklären, meine Herren. Der Mann war lange Zeit mein Reisediener und hat oft genug bewiesen, daß er Mut besitzt."

„Ein wirklicher Mann läßt sich nicht schlagen. Der Hindu ist und bleibt ein Feigling", schrie Graf Janos, der heißblütige Malteserritter aus der Pußta.

„Und ich verstehe nicht, wie man seine Handlungsweise verteidigen kann", ließ sich Signor Barbaleone vernehmen.

„Die Unterhaltung wird ungemütlich, meine Herrschaften, reden wir lieber über etwas anderes", beruhigte Richard Uhl aus Wien. Doch alles blieb still: die Stimmung war er-

schlagen. Angehörige zivilisierter Herrenvölker lassen ihre atavistischen Ausschläge ins Barbarische nicht gern als Neurasthenie bezeichnen.

Nach einer Weile erst fragte mich Paul Orski, der nachdenkliche Russe: „Ist der geschlagene Hindu jener Bandhara, von dem Sie mir erzählten?"

„Ja." — „Dann ist er allerdings kein Feigling."

„Der Doktor soll erzählen und die Stimmung wieder herstellen", schlug der Wiener vor.

„Nur Ernstes könnte ich berichten", bemerkte ich.

„Ist es beweisend, dann heraus damit", entschied der Oberst.

Ich erzählte: „Bandhara hatte mich bereits ein halbes Jahr als Reisediener begleitet, als wir an der hochgehenden Yumna bei Agra Schmetterlinge jagten. Eines Tages sahen wir, weit draußen im Strom, in einem Kanoe ein Kind vorbei treiben, das, als es uns erblickte, um Hilfe zu schreien begann. Ohne Bedenken sprang Bandhara in den durch zahlreiche Krokodile verseuchten Strom und rettete unter schwerster Lebensgefahr das kleine Mädchen. Da dessen Heimat nicht festzustellen war, nahm er es unter seine Obhut und sorgt nun für sein Fortkommen."

„Eine Tat — wirklich", gab Speeding zu.

„Ein andermal warf Bandhara sich, nur mit Stock und Messer bewaffnet, einem von mir angeschossenen Panther entgegen und hielt ihn ab, bis ich das Raubtier durch einen zweiten Schuß erledigen konnte. Schwere Wunden waren das Ergebnis solcher Tapferkeit. Bandhara ist kein Feigling."

„Nein, er ist kein Feigling", wiederholte gerührt der Oberst. „Wir haben den Mann falsch beurteilt. Soll entschädigt werden." Er legte eine Zehnpfundnote auf den Tisch, und manch anderer steuerte sein Scherflein bei.

Da wuchs die vor dem Hotel herrschende Bewegung zu wüstem Lärmen an und flutete fort durch die Straßen. Wilde Rufe schrillten über dem dumpfen Getöse, zahlreiche Schüsse krachten. Nur langsam verzog sich das soziale Gewitter gegen die Black Town zu.

„So lange Mohammed gegen Gott Siwa kämpft, können wir Europäer in Indien ruhig schlafen", bemerkte Mynheer van Horn.

„Bandhara soll sein Geld holen", der Oberst klingelte und befahl dem eintretenden Kellner, den Hindu zu rufen.

„Bandhara ist tot, Herr. Er fiel als erster an der Spitze der von den Rajputen angegriffenen Hindus."

„Ein Held, den man ungestraft schlagen durfte!" höhnte Graf Janos, der sich ob des ungerächt gebliebenen Faustschlages nicht beruhigen konnte.

Da ereignete sich etwas in Indien Unerhörtes. Der Kellner, ein Sklave, ein Farbiger, ein Eingeborener, wagte, einem weißen Herrn zu antworten: „Verzeihung, großer Sahib! Wir stehen im Kampfe gegen Bedrückung und Zurücksetzung. Da ist es nicht an der Zeit, persönliche Beleidigungen auszutragen. Unsere Ehre und unser Leben gehören dem Volke und dürfen nur für seine höchsten Güter eingesetzt werden. Verzeihung, großer Sahib!" Mit einer Verbeugung bis zur Erde trat er in seine Unbedeutendheit zurück.

Stille breitete sich über die Tafelrunde. Die Spötter und Weisen, Tigerjäger und Baumwollhändler senkten die Köpfe und saßen stumm und nachdenklich angesichts des Todes eines Mannes, der Volksrecht und Volksnot über persönliche Ehre und Leben gestellt.

Bandhara war kein Feigling.



Bunte Chronik



* **Ein Dampf-Flugzeug für 1000 Reisende.** Die französische Regierung setzt sich für die Herstellung eines Dampfflugzeuges ein, das eine Last von wenigstens 1000 Reisenden nebst entsprechender Mannschaft in die Lüfte tragen soll. Der Plan klingt phantastisch, weil man unwillkürlich die Vorstellung hat, daß die Verwendung des Dampfes in der Luft nach dem Scheitern der ersten Dampfluftschiffe und der Erfindung der Ölmotoren nicht mehr in Frage kommt. Aber die französische Regierung hat sich überzeugen lassen, daß der Dampf zu ganz anderen Kraftleistungen für Flugzeuge gebracht werden kann, als unsere stärksten heutigen Flugzeugmotoren zu schaffen vermögen. Französische Techniker haben sogar ein 20 000-Tonnen-Flugzeug für möglich erklärt, das 1000 Reisende höher hinauftragen können soll, als die Reiseflugzeuge das mit viel bescheidenerer Last fertig bringen würden. Zunächst will man sich in Frankreich allerdings mit dem Bau eines Dampfflugzeuges von 1000 Tonnen begnügen. Seine Flügelspannung soll über 200 Meter betragen. Die ganze Geschichte klingt wie ein Aprilscherz, ist aber dennoch technisch nicht undurchführbar, wenn man einen unternehmungslustigen Finanzminister hinter sich weiß. Schließlich fliegt alles, auf das man einen Propeller montiert. Man kann damit auch einen Tisch oder ein Brett zum Fliegen bringen, und dem Propeller wiederum ist es gleichgültig, wodurch er angetrieben wird, durch Öl- oder Dampfmotore.

*

* **Die Paradeuniform des Großhäuptlings von Bekuna.** Durch viele Beispiele der letzten Jahre ermuntert, unternimmt demnächst, wie ein Telegramm aus Johannisburg meldet, ein bisher völlig unbekannter Souverän, nämlich der Großhäuptling von Bekuna, eine Europareise. Zuvörderst wird er seinen obersten Schirmherrn und großen Kollegen, den König von England besuchen. Es handelt sich hierbei nicht etwa um einen einfachen Höflichkeitsakt. Im Gegenteil, der Großhäuptling kommt mit einer faustdicken Beschwerde seines Volkes, die sich gegen die Ausbeutung der Naturschätze von Bekuna durch britische Gesellschaften richtet. Es muß schon recht schlimm stehen um diese Ausbeutung, denn der arme Häuptling besaß noch nicht einmal eine für Europareisen geeignete Paradeuniform. Daß er dennoch in einer einwandfrei repräsentativen Aufmachung vor dem King wird erscheinen können, verdankt er der Großzügigkeit der Bekunäser. Die vielen kleinen Häuptlinge faßten nämlich den ehrenwerten Entschluß, ihrem großen Chef zu einer farbenbunten Uniform zu verhelfen und auch für seine Reisekosten aufzukommen. Nicht etwa aus eigener Tasche, denn soweit geht die Liebe denn doch nicht. Die Bekunäser sind aber, dem Himmel sei es gedankt, gelehrige Schüler der zivilisierten Regierenden und bürdeten ihren Untertanen die Sondersteuer in Höhe von je einem — Ochsen auf. Aus dem Erlös der stattlichen Ochsenherde werden die Spesen bestritten. Hoffentlich reicht's aus!

*

* **Wenn Hoover jetzt kein Glück hat...** Man sagt, daß ein vierblättriges Kleeblatt dem damit Beschenkten Glück bringt. Wenn das zutrifft, dann müssen der amerikanische Präsident Hoover und seine Gattin die glücklichsten Menschen von der Welt werden. Ein kalifornischer Farmer hat den beiden vor kurzem die größte Sammlung vier- und mehrblättriger Kleeblätter gestiftet, die wohl jemals zusammengestellt worden ist. Vor bereits 23 Jahren begann der luchsäugige Mr. Charles Spingeld aus Mendocino mit seiner eigenartigen Sammlung. Er fand nicht nur Vierblätter in Massen, sondern sehr häufig auch Klee mit fünf und sechs, zuweilen sogar sieben Blättern. Alles wurde sorgfältig getrocknet und aufbewahrt. Jetzt hat Spingeld daraus zwei eigenartige Embleme angefertigt. Das eine ist ein Riesenvierblatt, das sich aus 500 vier- und fünfblättrigen Stücken zusammensetzt. Es erhebt sich auf einem Schild von 48 fünfblättrigen, besonders großen und schönen Kleeblättern, von denen jedes einen Staat der Union versinnbildlichen soll. Das Geschenk für Frau Hoover ist zwar kleiner, aber dafür wertvoller. 30 sechsblättrige Kleeblätter bilden einen Kranz um ein Feld, in dem sich vier besonders eigenartig geformte sechs- und zwei siebenblättrige Exemplare befinden. Den Stolz von Mr. Spingelds Sammlung aber bildet ein achtblättriges Kleeblatt, das einzige, das er je gefunden hat und das wohl auch in keiner Sammlung botanischer Merkwürdigkeiten wieder anzutreffen sein dürfte. Von diesem Schatz will er sich aber nicht trennen.

*

* **Hilferufe aus einer Stahlkammer.** In einem großen Bankhause in Cincinnati wurden kürzlich in den Stahlkammern durch Handwerker Arbeiten vorgenommen. Nach Fertigstellung der Arbeiten wurde einer der Arbeiter unversehens in eine Stahlkammer eingeschlossen. Damit war der Mann in eine sehr unangenehme Lage geraten; denn da am folgenden Tage die Bank geschlossen blieb, hatte er damit zu rechnen, daß er etwa 24 Stunden würde eingeschlossen bleiben, so daß die Gefahr des Erstickungstodes vor ihm auftauchte. Zufällig war der Eingeschlossene als Radio-Amateur des Morse-Alphabetes mächtig. Und nun begann er mit einem Stück Eisen das S. O. S.-Signal gegen die Wand zu hämmern, in der Hoffnung, daß dies erkannt werde. Stundenlang blieb sein Notruf unbeachtet, bis ein die vorbeiführende Straße passierender Telegraphist die Zeichen hörte und verstand. Dieser trug dann Sorge, daß der Eingeschlossene bald aus seiner unangenehmen Lage befreit wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.